

## Handwerksgesellen auf Wanderschaft

Von FRANZ PICHLER

Kaum irgendwo hat die Fremde so viel an romantisch-poetischer Verklärung erfahren wie in der Wanderschaft und im Wanderlied der Handwerksgesellen.

„Nun laßt uns eine Toure thun,  
Marschieren in das Reich,  
Durch Franken und durch Schwabenland,  
Durch Schweizerland zugleich,  
Tirol wie auch in Steiermark,  
Ins Ungarland hinein!

Und wer allda gewesen ist,  
Das läßt gar hübsch und fein.  
Will's uns dann da gefallen nicht,  
Marschieren wir in Böhmen,  
Von Böhmen dann ins Sachsenland,  
Da sind die Jungfern schön.“

Und in der Tat: Auf eine Frage, wo man sich in früherer Zeit wohl am häufigsten ein Stück dieser Welt besehen, müßte zu allererst auf die Handwerksburschen verwiesen werden. Für sie war die Fremde so gut wie ein Teil ihrer Jugend, Kernstück, Höhepunkt und Abschluß der Lehrzeit.

Wie lange scheint das nun her! Und da überrascht zunächst eines: Das Erlebnis, die Erfahrungen der Wanderschaft sind hier und dort auch heute dem einen und andern unserer alten Generation noch durchaus geläufig. Erst vor kurzem hat ein Weizer Schriftsetzer rückblickend diese seine Erinnerungen in ein sehr eindrucksvolles Bekenntnis zusammengefaßt: „Dem überlieferten Brauche der Jünger Gutenbergs gerne folgend, zog ich — es war im Jahre 1924 — nach der vierjährigen Lehre in die Fremde, andere Länder, Menschen und Druckorte kennenzulernen. Von Swinemünde bis zum Bodensee, von den friesischen Inseln bis zur Baude auf der Schneekoppe sah ich das große alte Deutschland, durchzog



Abb. 13: Handwerksattestat des Handwerks der Sattler zu München für einen Gesellen aus Vordernberg 1778

die Niederlande wie die Schweiz, sah Budapest und Prag und wallfahrte in das Land Selma Lagerlöfs, war in der Heimat Andersen-Nexös und in Kopenhagen. Tausende Kilometer zu Fuß, manches mit dem Schiff und mit der Bahn, wenig, sehr wenig damals mit dem Auto. Es war die Zeit meiner Hochschule, der Schule, die eigentlich nie zu Ende ging. Stets sind ihre Pforten offen geblieben für mich, in der Heimat und jenseits der Grenzen. Ich habe nie aufgehört, in ihr zu lernen.“

Das sind warme Worte, Gefühle des Dankes, und von all der Mühe und Entbehrung, die zweifellos auch in diesen Jahren darinnenlag, blieb nichts als der Abglanz einer reichen Welt- und Lebenserfahrung.

Es berührt eigenartig, wenn ein Mensch von heute noch aus eigener Erfahrung zusammenfassen kann, was bereits ein Erlebnis von Jahrhunderten war. Natürlich war seine Wanderschaft bereits bewußt vollzogene Tradition, Ergebnis eines freien Entschlusses und von starken

persönlichen Interessen geleitet. Das war einst anders. In den vergangenen Jahrhunderten war solche Wanderschaft noch fest umrissene und weithin verpflichtende Vorschrift.

In ihrer Entwicklung flossen einst viele Motive zusammen: Vom Abenteuer der Fremde bis zur rationellen Regulierung des Arbeitsmarktes, von der Wanderlust der Jugend bis zum Wanderzwang durch die Zunft war hier alles vertreten. Die Freisagung eröffnete dem Lehrling das Tor in die Welt. Die Jugend drängte schon von selbst hinaus, fort aus der Strenge des Meisterhauses, aus der Enge des eintönigen Marktes oder der kleinen Stadt. Oft stand dahinter die Hoffnung auf ein freieres, leichteres, besseres Leben. Das sind die persönlichen und die sozialen Motive. Es gab aber auch wirtschaftliche; denn die entscheidenden Impulse kamen vom Zwange der Zunft selbst. Die jungen nachdrängenden Kräfte sollten so lange wie möglich aus dem handwerklichen Wettbewerb ausgeschlossen bleiben. Die Zahl der Gesellen in der Werkstatt wurde absichtlich niedrig gehalten. Mit dem Zwange zur Wanderschaft ließ sich der Arbeitsmarkt lenken: die Wanderjahre wurden eine Vorbedingung und ein Regulativ für die Erlangung der Meisterwürde. Damit konnte der Andrang gebremst, aber gerade dadurch — und das war wohl das Entscheidendste — auch der Fortschritt anderswo in der Welt dem angehenden Meister bekannt und nutzbar gemacht werden.

Die Wanderschaft der Handwerksgesellen hat eine alte Geschichte; sie ist auch bei uns noch bis in das 15. Jahrhundert zurück quellenmäßig erfaßbar. Odilo Haberleitner hat 1962 in einer vorzüglichen Studie über das „Handwerk in Steiermark und Kärnten vom Mittelalter bis 1850“ eine dankenswerte Zusammenfassung über das Lehrlings- und Gesellenwesen gegeben. Auf sie stützen sich auch die folgenden Daten.

Schon in der Grazer Schusterordnung vom 8. Oktober 1444 wird auf zugewanderte Gesellen Bezug genommen. Die Admonter Maurerordnung von 1480 legte ausdrücklich fest, daß niemand zum Poliergesellen gemacht werden dürfe, bevor er nicht ein Jahr gewandert und sich mit „guter Kundschaft“ über seine Kenntnisse ausweisen könne. Hier ist eine berufliche Höherreihung bereits ausdrücklich an die Voraussetzung der Wanderschaft geknüpft.

Zu Beginn des 16. Jahrhunderts kann bereits allgemein von einem ausdrücklichen Wanderzwang gesprochen werden. Ein Geselle, der sich um die Meisterschaft bewarb, mußte eine bestimmte Anzahl von Wanderjahren hinter sich gebracht haben. Nur in einigen, den sogenannten gesperrten Handwerken, war wegen der Wahrung des Geschäftsgeheimnisses das Wandern verboten.

Die Dauer der Wanderzeit, die Anzahl der für die Meisterschaft geforderten Wanderjahre, war je nach der Zunft und selbst innerhalb derselben auch noch örtlich verschieden. In Graz forderten Goldschmiede, Schlosser und Tuchscherer drei Jahre, Leinweber, Hafner, Tischler und Strumpfwirker gaben sich mit zwei Wanderjahren zufrieden. Dagegen setzten die Schuhmacher, Huterer und Gürtler eine Wanderzeit von vier, die Schneider sogar eine solche von sechs Jahren fest.

Hie und da wurde der Wanderzwang noch dadurch verschärft, daß die Wanderschaft in zwei oder drei Jahren unmittelbar hintereinander zurückgelegt oder zwei von drei Jahren außerhalb des Landes verbracht werden mußten. Die Wanderzeit aber wurde nicht nach der Dauer der Abwesenheit, sondern nach der effektiven Arbeitszeit in den Werkstätten berechnet. Das bloße Unterwegssein oder zunftfremde Arbeiten zählten nicht mit. Da und dort aber wurde es im Laufe der Zeit auch möglich, die Wanderschaftspflicht durch Geld abzulösen.

Es wäre unmöglich, in diesem knappen Rahmen den hundert und aberhundert Wanderwegen nachzugehen, wie sie etwa da und dort auch noch konkret in gelegentlich erhaltenen Wanderbüchern faßbar werden, die der Geselle — im Bereich der österreichischen Monarchie allerdings erst mit allerhöchstem Patent Kaiser Franz I. vom 24. Februar 1827 eingeführt — von Stadt zu Stadt als amtlichen Ausweis und für behördliche Eintragungen vorweisen mußte. Eine solche Zusammenfassung ergäbe ein buntes Gewirr von Städten und Märkten nach allen Himmelsrichtungen des mitteleuropäischen Lebensraumes, einmal enger, einmal weiter ausgreifend, in dem sich allerdings äußerst eindrucksvoll die dichte und lebendige Kulturverflochtenheit des alten Handwerks widerspiegelte.

Es muß hier genügen, da und dort ein Streiflicht aufzugreifen, wo etwa ein bezeichnender Briefwechsel vorliegt, der mehr als bloße Ortsnamen gibt und aus dem plötzlich Leben und Farbe über die Stationen einer Wanderschaft ausstrahlen. Das sind mitunter recht typische und kostbare Einblicke, meist freilich aus Situationen erwachsen, die von vornherein schwieriger und voll Bedrängnis waren.

Der Wandergeselle griff nicht gerne zur Feder, um Reflexionen oder Reisebetrachtungen anzustellen; meist waren es Krankheit oder finanzielle Not, in der er sich um Hilfe nach Hause wandte. Läuft das Leben in Ordnung, so läßt er oft Monate, ja selbst zwei oder drei Jahre nichts von sich hören. Dann genügte es ihm, daß er in Arbeit stand und seine Kenntnisse und Fertigkeiten vermehrte.

Es sind außerdem Glücksfälle, wenn solche Schreiben überhaupt erhalten blieben. Da sind es dann Briefe in einer steifen, ungeübten, von keiner Rechtschreibung belasteten Handschrift, aber es sind auch wieder

durchaus passable darunter, in einem erstaunlich klaren und flüssig formulierten Stil, so daß man eher an eine geübte Schreibhilfe zu denken versucht ist.

Etwa die Briefe des Andreas Steinbeck, Schlossergesellen aus Bad Aussee, meist an den Marktschreiber oder den Marktrichter von Aussee adressiert. Er war 1735 in die Fremde gezogen, über Salzburg in das Schwabenland, nach Augsburg, in das Württembergische, an den Neckar, dann durch das Frankenland und die Pfalz nach Salzburg zurück, von hier nach Graz und Straß und wieder nach Graz, von wo aus sich ihm endlich nach elfjähriger Wanderschaft die Gelegenheit bot, bei einer Meisterstochter zu Mauthen in Kärnten „auf der wellischen Graniz“ einzuheiraten. Er danke Gott, „daß er ihm einmal ein solches Glück beschert habe“.

Der Weißbergergeselle Karl Spalt aus Aussee hat seine Briefe, zwischen 1793 und 1805 abgefaßt, meist an seine Mutter geschrieben, denn mit dem Vater, scheint es, stand er nicht gerade im besten Einvernehmen. Die Stationen seiner Wanderschaft waren Wien, Preßburg, Klagenfurt, Marburg in Untersteier, noch einmal Wien, Mährisch-Trübau, Iglau, Linz und München.

Oder die ergreifende Mitteilung, die dem Schlossermeister Jenitzer in der Feuerbachgasse zu Graz am 8. Juni 1805 über den Zustand seines todkranken Sohnes von einem anteilnehmenden Mitgesellen aus Augsburg zugesandt wurde. Es sei ihm eine Freundespflicht, „einen gefühlvollen Vater von den dermaligen Umständen seines vielgeliebten Kindes zu benachrichtigen“.

Aus allen diesen Briefen wird eines klar: Solche Wanderschaft war auf weite Strecken auch eine sehr harte und schwere Lebensschule. Es gehörten viel Zähigkeit und Willenskraft dazu, sie in allen Lagen zu meistern und durchzustehen. Wer würde hier nicht an Johann Nestroys lebensnahen „Lumpazivagabundus“ erinnert?

Vor besondere Schwierigkeiten pflegte den Wandergesellen naturgemäß eine schwere Erkrankung zu stellen. Sie kostete Geld, verzehrte die Reserven und hinderte an neuem Verdienst. Solche Briefe sind dann voll flehentlicher Ungeduld, zumal wenn sie schon einmal unbeantwortet blieben. „Hat mir der Vetter nicht geschrieben oder bin ichs nicht werdt oder thuet mirs der Vetter zu Fleiß, daß ich so lang hab müeßen warten.“ Sollte es noch einmal geschehen, „so kann ich nicht sagen, daß ich einen Freundt in Aussee habe oder alda gebürdtig bin; weil sie mich in meiner Noth, mit welcher mich mein Gott hat heimgesucht, nicht erhören wollen, so kan ich ja kein Freudt haben, weil ich so schlecht estimiret werde . . .“

Und immer wieder einmal drückte auch die Last von Schulden; es

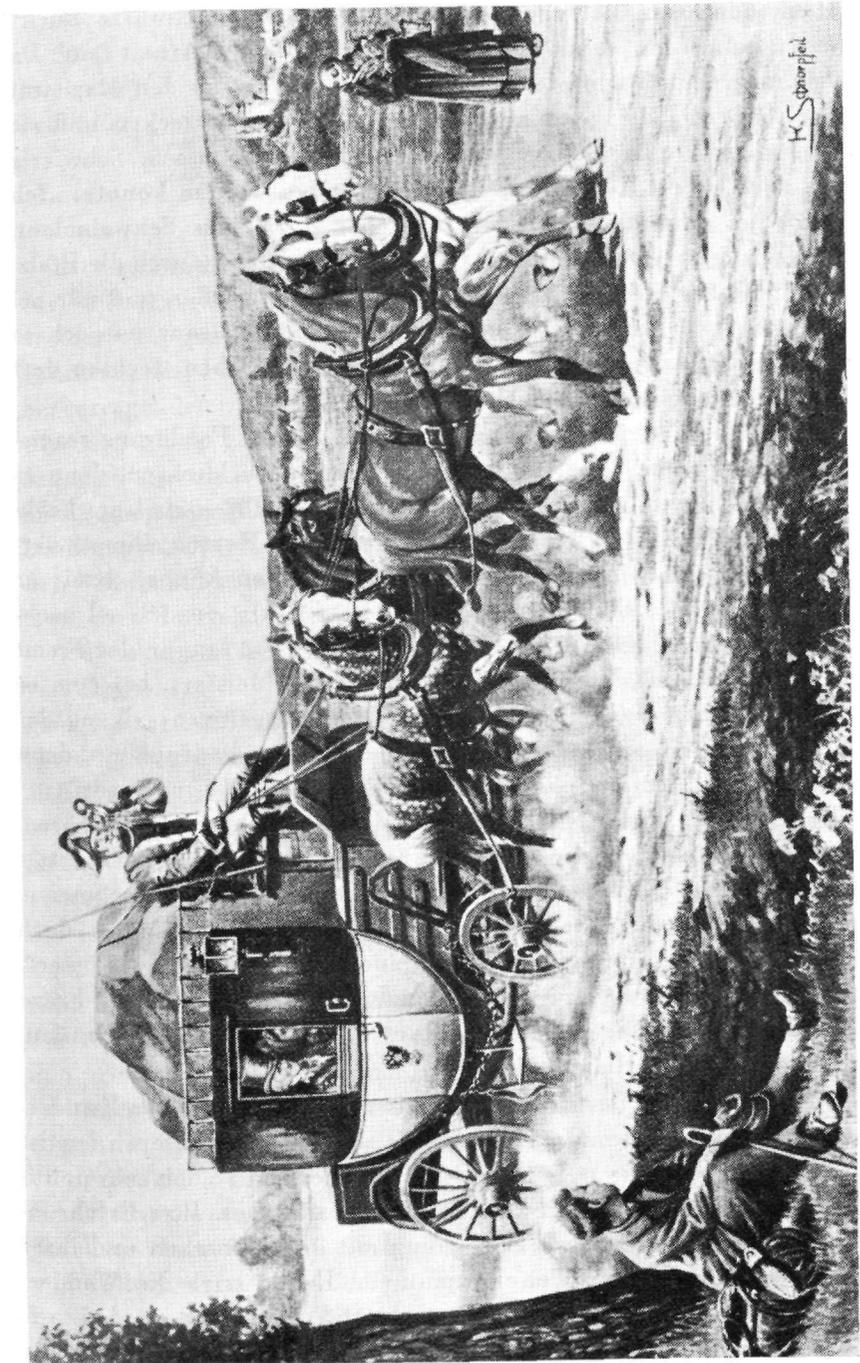


Abb. 14: Eilpost 1803

war dann unmöglich, ohne ihre Bezahlung die Abschiedsdokumente zu bekommen, oder man lief zumindest Gefahr, in das „Schwarze Buch“ geschrieben zu werden, so daß man auch anderswo keine Arbeit fand. Da gingen dann erneut Bittbriefe an die Eltern oder gar an den Magistrat selbst, er möge die dringend notwendigen Gulden vorstrecken und sie am Rathaus auf die elterliche Werkstatt vormerken lassen. Schwierig wurde es auch, wenn lange keine Arbeit gefunden werden konnte: „Ich lauf schon bei antterhalb hundert Meil her durch das Schwabmlant, durch das Wirtenpergerlant, durch das Frankenlant und durch die Pfalz, so pitte ich sie fan Herzen, sie wolttten mich nicht ferlaßen und mir pei Potten ein Anttwort zurukschiken und 5 Gulden Gelt, sunz mus ich so lang aufschreiben laßen, dan fan luft kan ich nicht leben, fechten derf man nicht und steln derf man auch nicht . . .“

Da mochte der Magistrat wohl auch einmal mit der Forderung reagieren, der Geselle möge unverzüglich nach Hause zurückkehren, denn es wäre ohnedies „nichts ausgerichtet mit seiner Fremd“ — ein „erschrocklicher Punkt“ für den Gesellen, und er bittet von Herzen, ihn zu verschonen, bis er sich eine neue „Montur“ anschaffen könne, damit er „kein Schant nicht aufhöbe, dan es ist mir kein E(h)r, das ich sol nachhaus kumen in ein schle(ch)ten Kleit, weil ich schon so lang in der Fremt bin . . .“. Und da muß dann auch ein Attestat des Meisters, bei dem er gerade jetzt so gut aufgehoben sei, in die Bresche springen: „Wenn der Geselle nur den Fleiß will anwendten und den Verstand aufpiedten, dann kann er was lernen, das er in keinem Ort sehen oder andröffen wirdt.“

Ließ der Geselle einmal schon volle drei Jahre nichts von sich hören, dann mag wohl ein vorwurfsvoller Verweis von zu Hause gerechtfertigt erscheinen, den er allerdings mit der Bemerkung quittiert, es schmerze, daß der Vater ihn mit dem verlorenen Sohne vergleiche, „da er doch nirgends Schweine gehütet oder mit Schweinen gefressen habe wie jener“. Und am Schluß seiner zehnjährigen Wanderzeit steht die herbe Frage der bedrängten, verwitweten Mutter, ob er denn die ganze Welt auslaufen wolle und nirgends Ruhe finde?

So war die Fremde Berufs- und Lebensschule in einem. Die Wanderzeit steckte dem Handwerk oft erstaunlich weite Horizonte ab; es ist schwer auszumachen, wie tiefgreifend die Wanderschaft auch sein politisches, geistiges und soziales Bewußtsein mitgeformt hat. Ihre Erfahrungen flossen aus der lebendigen Begegnung mit den Menschen und ihrer Arbeit. Unverdrossen und zweifellos mit viel Erfolg trieb die Wanderpflcht das kleine Räderwerk des Fortschrittes, bis dann im Anbruch unseres technischen Zeitalters die Arbeitswelt ihr Antlitz und ihre Maße von Grund auf zu ändern begann.